

zusammengefeigt und wieder in seinen Behälter geschüttet, eine alte Tabakdose für Navy Cut. Mr. Chatterjee sah mich traurig an.

»Ich sehe zwei Frauen«, sagte er. »Die eine nah, die andere sehr weit entfernt. Ich sage mir immer von neuem, daß Sie sich zwischen den beiden entscheiden müssen.«

Dann begann er mit dem Wahrsagen, und zwar bis ins Detail. Sein Bericht über meine Vergangenheit war erschreckend genau; sein Bericht über meine Zukunft allzu rosig, um wahrscheinlich zu sein. Er endete, indem er mir mitteilte, daß ich in Kürze eine Reise antreten würde.

Darüber war ich enttäuscht. Ich hatte schon angefangen, Mr. Chatterjee richtiggehend gern zu haben. Ich war fast soweit, ihm zu glauben. Ich hatte Angst, daß er jetzt gleich auf große schwarze Fremde zu sprechen kommen würde, auf Reisen über das Wasser. Das wäre mir verhaßt gewesen; ich wollte nicht, daß er mir auf diese billige Art kam.

Eine Reise? Ich reiste andauernd. Meine Arbeit als Innendekorateurin brachte es mit sich, daß ich ständig unterwegs war, zum nächsten Auftrag, zum nächsten Haus, ins nächste Land. In einer Woche würde ich nach England zurückkehren. Der nächste Auftrag war in Frankreich, der danach in Italien. Von welcher Reise sprach Mr. Chatterjee? Dann zögerte ich. Es gab noch andere Arten von Reisen.

Mr. Chatterjee spürte diese momentane Skepsis. Er lächelte mich sanft und entschuldigend an, als sei er schuld an meinem Unglauben, und nicht ich. Er ergriff meine Hände und hielt sie fest. Er hob sie an mein Gesicht.

»Schnuppern Sie«, sagte er, als würde das alles erklären. »Riechen Sie.«

Ich schnupperte. Die brennende Substanz, die er vorher auf meine Handballen gerieben hatte, hatte sich verflüchtigt. Sie enthielt Öle, aber auch Alkohol. Die Wärme des Zimmers und meine Haut gaben Gerüche ab, die noch durchdringender waren als vorher. Ich zog die Luft ein, und ich roch Indien. Ich roch Halbmonde, Honig und Sandelholz, Henna und Schweiß, Überfluß und Armut.

»Konzentrieren Sie sich; um zu sehen, müssen Sie zuerst die Augen schließen.« Mit fest geschlossenen Augen atmete ich wieder ein und roch – Winterscombe. Feuchtigkeit und Holzrauch, Lederstühle und lange Korridore, Leinen und Lavendel, Glück und Kordit. Ich roch Kindheit, meinen Vater und meine Mutter.

»Konzentrieren Sie sich. Noch einmal.«

Mr. Chatterjees Druck gegen meine Handballen wurde fester; ein Zittern lief durch sie hindurch. Der Geruch, der jetzt in meine Nase stieg, war unmißverständlich. Ich roch das frische Grün von Farn; dann etwas Kraftvolleres, Aggressiveres dahinter: Moschus und Zibet. Ich kannte nur einen Menschen mit diesem besonderen Geruch, der für mich genauso bezeichnend war wie ein Fingerabdruck. Ich ließ meine Hände heruntersinken, ich roch Constance.

Ich glaube, Mr. Chatterjee wußte von meiner Verzweiflung, denn er redete danach sehr freundlich mit mir. Und am Ende gab er mir – mit dem Ausdruck eines Priesters im Beichtstuhl oder wie ein Eisenbahnbeamter, der einen komplizierten Fahrplan enträtselt – schließlich noch einen Rat. Er sagte mir, ich solle zurückgehen.

»Wohin zurück? Bis wann zurück?« fragte Wexton an jenem Abend beim Essen nachdenklich.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte ich. »Aber ich kenne den Weg, und du kennst ihn auch.«

Am nächsten Tag schrieb ich ihr. Als ich keine Antwort bekam, war ich darüber nicht erstaunt; sie hatte auch nicht geantwortet, als Steenie nach ihr verlangte und ich ihr ein Telegramm geschickt hatte – ich buchte meinen Flug um.

Eine Woche später flog Wexton allein nach England zurück. Ich flog um den halben Globus bis nach New York und zu meiner Patentante Constance.

Constance hat aus mir gemacht, was ich bin. Ich könnte sagen, sie hat mich aufgezogen, denn das hat sie, da ich schon als Kind zu ihr kam und über zwanzig Jahre in ihrer Obhut blieb; aber Constances Einfluß auf mich war viel weitergehend. Für mich war sie eine Mutter, ein Mentor, eine Inspiration, eine Herausforderung und eine Freundin. Vielleicht eine gefährliche Kombination – aber schließlich bedeutete Constance selbst schon Gefahr, wie wohl jeder der vielen Männer, die unter ihr gelitten haben, bestätigen könnte. Gefahr war die Essenz ihres Charmes.

Mein Onkel Steenie, der sie bewundert, und, wie ich glaube, gelegentlich auch gefürchtet hat, pflegte immer zu sagen, Constance sei wie ein Matador. Man könne sehen, wie sie die prächtige Capa ihres Charmes herumwirbelte, sagte er immer, und ihre Darbietung sei so atemberaubend, so vollkommen, daß man erst zu spät merke, wie gekonnt sie mit der scharfen Klinge zugestoßen habe. Aber Steenie hat schon immer gern übertrieben; die Constance, die ich kannte, war voller Kraft und Energie, aber sie war auch verwundbar.

»Denk doch mal an ihre Hunde«, sagte ich dann immer zu Steenie, aber Steenie schlug seine blauen Augen zum Himmel auf.

»Ihre Hunde. Ja, tatsächlich«, sagte Steenie einmal auf seine trockene Art. »Ich war mir nie so ganz sicher, was ich davon halten soll.«

Ein Rätsel, aber schließlich war Constance ein einziges Rätsel. Ich bin bei ihr aufgewachsen, aber ich hatte nie das Gefühl, sie zu verstehen. Ich bewunderte sie, liebte sie, manchmal wunderte ich mich über sie, und manchmal war ich von ihr schockiert – aber ich hatte nie das Gefühl, sie zu kennen. Vielleicht gehörte das auch zu ihrem Charme.

Wenn ich *Charme* sage, dann meine ich nicht dieses glatte künstliche Benehmen, das in der Gesellschaft häufig für Charme gehalten wird; ich meine etwas, das sich viel schwerer erklären läßt; ich meine die Fähigkeit, andere zu verzaubern. Darin war Constance, lange bevor ich ihr begegnete, eine Meisterin. Als ich nach New York kam, um bei ihr zu leben, hatte sie bereits den Ruf einer modernen Circe. Ich nehme an, wegen ihrer Männergeschichten – obwohl ich, unschuldig, wie ich war, nichts von Männern verstand, auch nicht viel von ihnen wußte.

»Sie hinterläßt eine breite Spur, Vicky, Liebes!« würde sich Onkel Steenie später nicht ohne Bosheit ereifern. »Ein ganzes Heer gebrochener Herzen. Constances

hektische Karriere hinterläßt ein Trümmerfeld, Vicky!«

Steenie war der Ansicht, daß sich Constances Zerstörungswut auf das männliche Geschlecht begrenzte. Wenn Frauen zu Schaden kamen, erklärte er, sei das reiner Zufall: weil sie nur aus Versehen in Constances Schußlinie geraten waren.

Ich glaube, für Steenie war Constance nicht nur ein edler weiblicher Ritter, sondern auch eine tapfere Kriegerin. Sie griff Männer an, erklärte er, sie trug ihre Sexualität offen vor sich her, benutzte ihre Schönheit, ihre Intelligenz, ihren Charme und ihre Willenskraft als Waffen, stürzte sich wie der Teufel auf irgendeinen privaten Zerstörungskrieg. Seiner Veranlagung nach sei er, Steenie, eine Ausnahme gewesen: Nur so, erklärte er, konnte er als ihr Freund überleben.

Ich habe damals nichts davon geglaubt. Ich war überzeugt, daß mein Onkel, wie sooft, maßlos übertrieb und die Dinge dramatisierte, und ich liebte Constance; immerhin war sie ungeheuer freundlich zu mir gewesen. Wenn Steenie derartige Behauptungen aufstellte, sagte ich immer: »Aber sie ist mutig, sie läßt sich nicht unterkriegen, sie ist begabt, sie ist großzügig.« Und das war sie auch wirklich. Aber in einer Hinsicht hatte mein Onkel recht. Constance war gefährlich. An Constance klebte das Chaos wie Eisennadeln an einem Magneten. Früher oder später (ich schätze, das war unvermeidbar) würde Constance Spaß daran haben, sich auch in mein Leben einzumischen, um Unruhe zu stiften.

Und das war dann auch geschehen, vor acht Jahren, als es Constance gelang, meine Heirat zu verhindern. Wir hatten uns damals gestritten und alle Beziehungen abgebrochen. Das war jetzt acht Jahre her, und seit dieser Zeit hatte ich sie weder gesehen noch mit ihr gesprochen; und bis zu Onkel Steenies Tod, der sie mir wieder ins Gedächtnis gerufen hatte, war ich bemüht gewesen, nicht an sie zu denken. Das war mir auch gelungen. Ich führte ein neues Leben. Constance, die selbst Innenarchitektin war, hatte mir eine gute Ausbildung gegeben: Mit meiner Karriere ging es gut voran; ich gewöhnte mich daran, allein zu leben, es sogar zu genießen; ich tröstete mich mit meinem vollen Terminkalender und hatte mein straffes Arbeitspensum zu schätzen gelernt; ich hatte (glaube ich) gelernt, mit der Tatsache zu leben, daß alle erwachsenen Menschen nur mit Bedauern zusammenleben.

Aber jetzt fuhr ich zurück. Ich saß in einem Flugzeug, das nach Osten flog, eine lange Reise mit vielen Zwischenlandungen. Von Delhi nach Singapur, von Singapur nach Perth, von dort nach Sidney. Weiter nach Fiji, von dort nach Los Angeles, von L. A. nach New York. So viele Zeitzonen. Als ich schließlich auf dem Kennedy-Airport landete, war ich mir nicht mehr sicher, ob es gestern oder morgen war – ein Zustand, der sogar noch länger anhielt als der Jet-Lag.

Ich war auf Constance eingestellt. Sobald ich aus dem Flugzeug hinaustrat, in die Hitze New Yorks, wußte ich, daß sie hier war, irgendwo in der Stadt, noch nicht sichtbar, aber ganz in der Nähe. Während ich in einem gelben Taxi in Richtung Manhattan fuhr, dröhnten meine Ohren von dem Druck in zehntausend Metern Höhe, und meine Augen brannten von der trockenen Luft im Flugzeug, und von zu wenig Schlaf waren meine Nerven aufs äußerste gespannt und mit falschem Optimismus erfüllt, einem

Nebenprodukt von Adrenalin, denn ich war nicht nur völlig sicher, daß Constance ganz in der Nähe war: Ich fühlte, daß sie auf mich wartete.

Ich glaube, ich stellte mir irgendeine Art letzte Abrechnung vor – keine Versöhnung, aber Fragen, die beantwortet würden, Erklärungen für Dinge, die in der Vergangenheit geschehen waren, einen sauberen Strich, der unter eine saubere ausgeglichene Summe gezogen würde. Das würde der Augenblick sein, so sagte ich mir, an dem Constances und meine Rechnung am Ende aufgehen würde. Ich verstand mich, ich verstand meine Patentante, ich würde endlich frei sein.

Natürlich täuschte ich mich. Ich glaubte, angekommen zu sein, dabei hatte meine Reise in Wirklichkeit gerade erst begonnen.

Constance schrieb niemals Briefe, aber sie liebte das Telefon. Sie besaß mehrere Telefonnummern, und ich probierte alle durch.

Ich rief in dem Haus in East Hampton auf Long Island an. Ich wählte alle drei Nummern der Wohnung in der Fifth Avenue an. Das Haus in East Hampton war vor zwei Jahren verkauft worden; der neue Besitzer hatte Constance seither nicht mehr gesehen. Unter keiner der Nummern in der Fifth Avenue meldete sich jemand, was ungewöhnlich war, denn selbst wenn Constance verreist wäre, müßte ein Dienstmädchen dort sein.

Da es Freitag war und die Büros schon geschlossen waren, hatte es keinen Sinn, in Constances Geschäft in der 57. Straße anzurufen. Ich fing an, Constances Freunde anzurufen.

Es war Ende Juli. Ich hatte Adressen, die vielleicht schon seit acht Jahren nicht mehr stimmten, kein Wunder, daß ich viele Nietens zog. Die Freunde waren umgezogen oder in den Ferien – aber diejenigen, die ich erreichte, benahmen sich äußerst merkwürdig. Sie waren höflich, sie zeigten sich entzückt, nach so langer Zeit von mir zu hören, aber sie wußten nicht, wo sich Constance aufhielt, konnten sich nicht erinnern, wo oder wann sie sie zum letzten Mal gesehen hatten. Nicht einer von ihnen war überrascht, daß ich anrief – das war das Merkwürdigste. Schließlich war der Bruch zwischen Constance und mir kein Geheimnis – wie ich wußte, sogar Anlaß zu endlosen Klatschgeschichten und Spekulationen. Constance und ich waren Geschäftspartnerinnen gewesen, wir waren wie Mutter und Tochter gewesen, wie die besten Freunde. Ich wartete darauf, daß jemand sagte: »Warum die Eile? Ich dachte, ihr hättet euch gestritten, du und Constance.« Aber das sagte niemand. Zuerst hielt ich sie nur für taktvoll. Aber nach dem zehnten Anruf kamen mir Zweifel.

Gegen acht Uhr abends kämpfte ich mit dem Schlaf und nahm mir ein Taxi in die Stadt, zu Constances Wohnung, wo wir zusammen gewohnt hatten. Ein mürrischer, mir unbekannter Portier teilte mir mit, daß Miss Shawcross verreist sei, die Wohnung sei verschlossen. Eine Adresse habe sie nicht hinterlassen.

Ich kehrte ins Hotel zurück. Ich bemühte mich, praktisch und vernünftig zu denken. Schließlich war es mitten im Sommer und sehr heiß – es war unwahrscheinlich, daß sich Constance in New York aufhielt. Wenn sie nicht in Long Island war, dann würde sie in Newport sein. Wenn sie nicht in Newport war, würde sie in Europa sein. Auf jeden

Fall gab es eine begrenzte Anzahl von Orten, an denen sich Constance aufhalten konnte – und ich kannte sie alle.

Ich rief überall an, in ihren bevorzugten Hotels, in denen sie immer darauf bestanden hatte, in derselben Suite zu wohnen. Sie war in keinem: Niemand hatte für das laufende Jahr, und schon gar nicht für den Sommer, eine Reservierung auf ihren Namen. Ich war noch immer nicht bereit aufzugeben, selbst da nicht. Ich spürte die Symptome des Jet-Lags, die falsche Energie und gleichzeitige Erschöpfung. Ich spürte auch noch etwas viel Gefährlicheres – ein unsichtbares Band, das an einem zieht und zerrt, wenn man auf die Suche geht, Nachforschungen anstellt.

Constance war hier, ich fühlte es. Sie war nicht in Europa, trotz der Jahreszeit, sondern hier in Manhattan, gleich um die Ecke, aber unsichtbar, und sie amüsierte sich. Nur noch ein Telefonanruf, und ich würde sie finden. Ich machte noch zwei, bevor ich der Müdigkeit nachgab und ins Bett ging.

Der erste – ich wählte die Nummer mehrere Male – war mit Betty Marpruder, Constances rechte Hand im Büro, die Person, die sonst immer wußte, wo sich Constance aufhielt. Ich hatte noch nie erlebt, daß sich Miss Marpruder Urlaub nahm; und außerdem konnte ich mich auch nicht erinnern, daß sie je New York verlassen hatte. Unter ihren Nummern – sie war die erste gewesen, die ich angerufen hatte – antwortete niemand, als ich um sechs anrief; und es meldete sich auch niemand, als ich es um zehn noch einmal versuchte.

Ich ging ins Bett. Ich setzte mich ins Bett, ich war erschöpft, blätterte die *New York Times* durch, die ich im Zimmer gefunden hatte. Und dort, auf den Klatschseiten, fand ich die perfekte Quelle. Conrad Vickers, der Fotograf, kam nach New York. Er bereitete eine fünfzig Jahre umfassende Retrospektive seiner Arbeiten im Museum of Modern Art vor, die im Herbst mit einer Party eröffnet wurde, die der Journalist als *le tout New York* bezeichnete. Conrad Vickers hatte Verbindungen zu meiner Familie, die viele Jahre zurückreichten; er hatte auch Verbindungen zu Constance. Neben Steenie war Conrad Vickers Constances ältester Freund.

Ich mochte Vickers nicht, und es war schon spät; trotzdem rief ich ihn an.

Da Vickers mich ebenfalls nicht mochte, erwartete ich, von ihm abgewiesen zu werden; zu meinem Erstaunen war er übertrieben freundlich. Fragen nach Constance umging er, aber blockte sie nicht ab. Er war sich nicht ganz sicher, wo sie sein könnte, aber ein paar Nachforschungen, so deutete er an, und er würde sie ausfindig machen.

»Komm doch auf einen Drink zu mir. Dann besprechen wir die Sache«, rief er mit seiner flötenden Stimme. »Morgen um sechs, Schätzchen? Gut. Also bis dann.«

»Schätzchen«, sagte Conrad Vickers und küßte die Luft neben meinen Wangen.

*Schätzchen* war für Vickers kein Begriff, um Zuneigung oder Nähe auszudrücken, denn er verwendete ihn sowohl bei engen Freunden als auch bei völlig Fremden. Ich nehme an, er diente ihm nur dazu, die Tatsache zu verbergen, daß er oft gar nicht wußte, wen er da gerade so herzlich begrüßte. Vickers konnte sich keine Namen merken – nur von ganz berühmten Leuten.